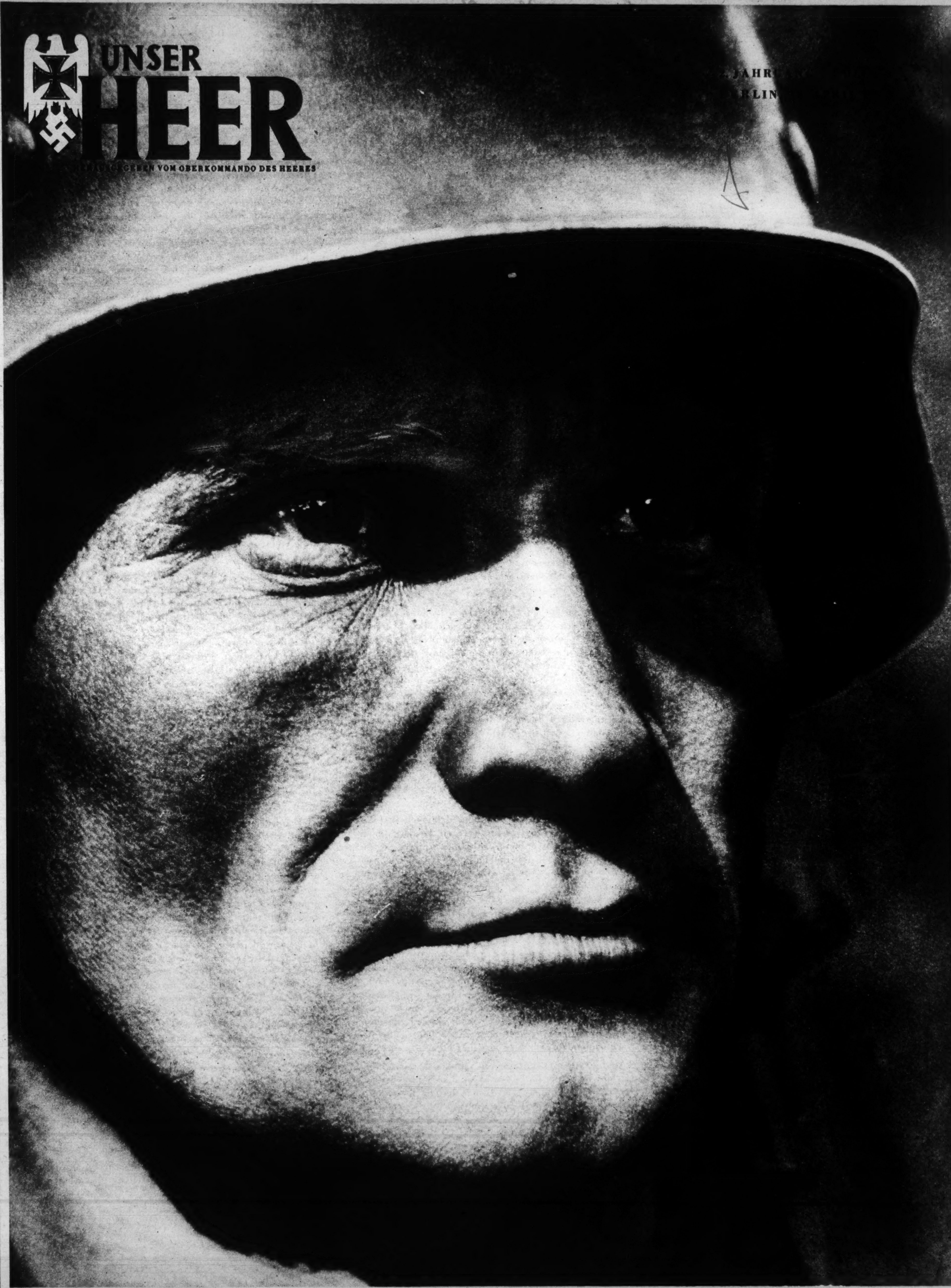
UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

… JAHRG…

…RLIN…



WENN UNSER WILLE SO STARK IST, DASS KEINE NOT IHN MEHR ZU ZWINGEN VERMAG, DANN WIRD UNSER WILLE UND UNSER DEUTSCHER STAHL AUCH DIE NOT ZERBRECHEN UND BESIEGEN

Adolf Hitler am 1. September 1939

HF

EDWIN ERICH DWINGER:

Ich kenne die Sowjets seit 25 Jahren

DEUTSCHE DICHTER SCHREIBEN AN FRONTSOLDATEN (VII)

Edwin Erich Dwinger wurde 1898 in Kiel geboren. Sechzehnjährig ging er als Kriegsfreiwilliger mit einem Dragonerregiment nach dem Osten, wurde im Sommer 1915 verwundet gefangen und kam durch die Hölle mancher Gefangenenlager nach Totzkoje in Ostsibirien. Aus Tagebuchnotizen jener Zeit entstand später seine berühmte Roman-Trilogie „Die deutsche Passion“: „Armee hinter Stacheldraht“, „Zwischen Weiß und Rot“ und „Wir rufen Deutschland“, mit der er zum Chronisten der grausigsten Kapitel des Weltkrieges wurde. Das dichterische Werk Dwingers ist seitdem dem Zeitgeschehen eng verbunden geblieben, davon künden seine Bücher „Und Gott schweigt“, in dem er zum Rufer und Kläger gegen den Bolschewismus wird, „Der Tod in Polen“, die Chronik des volksdeutschen Leidensweges in Polen, und „Panzerführer“, ein Bericht aus dem Westfeldzug, ein Hoheslied des in Sicherheit und Überlegenheit verankerten soldatischen Führertums. Von der Befreiung Kurlands erzählt Dwinger in seinem großen Epos „Die letzten Reiter“. Im Glauben an die deutsche Sendung sieht er auch in diesen letzten Reitern und Rittern einen Anfang: „Wir leben in einem Einschnitt, der dem des Mittelalters zu vergleichen ist, als von heute auf morgen das Pulver aufkam. Auch das stürzte alles um, was für Ewigkeiten gebaut schien. Und wie sie zu jener Zeit auf ihren Felsenburgen, so waren wir hier oben die letzten Ritter . . . In der Heimat müssen wir alle in die neue Zeit, denn ihr Kommen ist gewiß wie ein Naturgesetz . . . Wir müssen das Vakuum füllen, damit es kein Bolschewismus wird, sondern eine neue Lebensform, die wir ohne Scham deutsch nennen können . . .“

Mein lieber Kamerad, ich danke Ihnen für Ihren letzten Brief, der mir wieder einmal in schönster Weise sagte, daß Ihr trotz aller Wandlungen des Feldzuges immer die alten geblieben seid. Gerade weil ich schon seit längerem nicht mehr bei Euch draußen bin, sind mir Ihre Berichte besonders wertvoll — denn was hat sich alles an Unerwartetem zugetragen, seitdem wir uns zum erstenmal auf Eurer B-Stelle trafen! Es war im Grunde ja nur eine zufällige Begegnung, aber als ich die heimatlichen Laute Ihrer Sprache hörte, wuchs es sich in wenigen Minuten zu so einer herzlichen Verbundenheit aus, daß sie auch über diesen Krieg hinaus bestehen bleiben soll!

Ihr wart wie ich damals nach dem Frankreichfeldzug nach dem Osten gekommen, so hing uns allen der Himmel noch voller Geigen, so war auch unsere Stimmung — jetzt sind die Saiten dieser Geigen eine nach der anderen gesprungen, Ihre Briefe aber verraten bei aller Härte dennoch das Alte: Daß Ihr Euch noch lange nicht bange machen laßt, daß Ihr es trotzdem sicher schaffen werdet! Daß ich das immer wieder aus Ihren Briefen hören kann, obwohl Sie jetzt schon ein paarmal verwundet waren, obwohl Sie fast die ganze Zeit immer im dicksten Dunst sitzen — das ist das Schöne für mich in Ihren Berichten, ist aber im Grunde auch das, was ich sofort aus Ihrer Haltung ersah, als wir uns das erstemal begegneten!

Einige gute Kameraden aus jener Zeit sind bereits gefallen, ich erfuhr es von zweien dadurch, daß ihre Eltern mir schrieben, mich um eines jener Bilder baten, die Ihr von mir inmitten Eures Kreises machtet. Einer hatte von unserem Zusammensein nach Hause geschrieben, einer es in seinem Tagebuch genau aufgezeichnet. So hatte ich die wehmütige Freude, den Eltern dieses Andenken an ihre Söhne schicken zu können — ein kleiner Dank für die prachtvolle Kameradschaft, die Ihr mir in jenen Stunden schenktet — deren Geist aber zweifellos Ihnen als ihrem tüchtigen Unteroffizier entsprang.

In Ihrem letzten Brief fragen Sie mich nun, ob die Russen denn immer schon so waren, oder ob die Sowjets sie erst zu dem machten, als die sie uns heute gegenübertreten. Diese Frage ist nun gar nicht einfach zu beantworten, denn gerade in Rußland darf man nichts verallgemeinern, selbst wenn einem eine Beobachtung geradezu gehäuft entgegentritt. Dieses Land ist durch sein Wesen an sich schon immer unberechenbar gewesen.

Als ich in diesem Feldzug nach 20 Jahren den ersten Russen wieder begegnete, war ich ehrlich erschüttert, denn was mich in jenem Augenblick zutiefst fremd umstand, das hatte nichts mehr mit den Russen des ersten Weltkrieges zu tun. Wo waren denn diese bärenstarken Kerle mit ihren langen Bärten hingekommen, aus denen mich einst zumeist doch hundetreue Augen in klarer Bläue anblickten? Hatte man sie tatsächlich durch schlechte Haltung so weit herabgemindert, daß der Nachwuchs sogar schon die mächtigen Gestalten verloren hatte? Aber trotz dieses ersten Eindrucks kam ich bald zu der Ansicht, daß sich die so viele tausend Jahre alte russische Seele auch durch 20 Jahre eines solchen Systems nicht grundsätzlich geändert haben kann.

So bin ich heute der Meinung, daß auch ihre körperliche Veränderung nicht dagegen spricht, denn die ganzen jetzigen Soldatenjahrgänge sind ja im Bürgerkrieg aufgewachsen, haben nie etwas Richtiges zu essen bekommen, es ist also gar kein Wunder, daß sie sogar körperlich zu einem anderen Typ wurden. Wachsen einmal die Kinder dieser dürftigen Jahrgänge wieder unter guten Bedingungen auf, werden sie auch wieder zu jenen Menschen werden können, die einst das Typische dieses Volkes ausmachten. Im gleichen Maße aber wird auch die alte Seele zurückkehren, denn auch sie wurde durch das System nur verkrampft. Daraus entspringen zweifellos auch jene Grausamkeiten, die wir heute leider im Kampfe so oft bei ihnen feststellen müssen — auch sie haben eben durch das System in großen Massen zugenommen, waren im ersten Weltkrieg gegen heute nur in verschwindendem Umfang sichtbar.

Aus dieser Erkenntnis nun erwächst uns allen eine große Aufgabe, besonders aber den Soldaten im Osten geht diese Aufgabe an. Bisher hat er meist in überraschender Weise den richtigen Weg gefunden, aus seinem eigenen guten Kern den richtigen menschlichen Ton für den Gegner getroffen, vor allem gegenüber dem breiten Volk, mit dem er in den Quartieren zusammentraf. Hierzu ist es aber vielleicht trotzdem ganz gut, wenn ich Ihnen einige Fingerzeige gebe, denn leider ist die absolut richtige Behandlung des Ostmenschen nur möglich, wenn man mindestens ein wenig von seiner Psychologie weiß.

Ich muß bei solchen Dingen immer an eine Erfahrung im Bürgerkriege denken, die mir fast alle Teilnehmer an dem großen Kampf zwischen Weiß und Rot bestätigten: Sagtest Du zu einem Russen gleichsam etwas vorwurfsvoll: „Aber du willst doch ein Mensch sein . . .“, so bemühte er sich fast immer, sich auch als solcher bestens zu zeigen . . . Heute ist diese Eigenschaft natürlich durch das zwanzigjährige System tiefer zugedeckt, ist diese Eigenschaft zweifellos auch nicht mehr so leicht wieder zu erwecken. Dennoch muß uns diese Erkenntnis zum Leitfaden unseres Verhältnisses dienen, zu ihr aber muß noch manches andere dazukommen. Das Wirksamste in unseren Beziehungen zu ihm ist jedenfalls, ihn einmal durch vorbildliche Haltung zu beeindrucken, zum anderen aber seine frühere Führung durch bessere Leistungen zu übertreffen.

Das beste Mittel aber ist, uns im Verkehr ans Gegensätzliche zu halten. Da der Russe eine echte Freundlichkeit nicht mehr kannte, müssen wir ihm diese gewinnend bringen, da man ihm nur mehr barsch befahl, müssen wir alles mit einer gewissen Freundlichkeit anordnen, da man keinen Erlaß zu begründen pflegte, müssen wir jeden vernünftig zu erklären versuchen. Lediglich Befehlen gehorcht auch der Russe lieber, wenn sie von den eigenen Volksgenossen kommen. Dieser Typ ist in Rußlands Hinterland jedenfalls völlig fehl am Platze, erstens können und wollen wir den GPU-Mann an Härte doch nicht übertreffen, zum zweiten sollen wir dort ja überhaupt nicht kleinlich tyrannisieren, sondern das Volk zu einem neuen Menschentum zurückführen.

Sie werden mir vielleicht aus eigener Erfahrung entgegenhalten, daß Sie dafür sowieso keine Möglichkeit sehen, denn Sie hielten das bei dieser vertierten Masse für ausgeschlossen. Gewiß haben Sie damit auch in gewisser Beziehung recht, aber haben Sie anderseits nicht auch selbst erfahren, daß in dieser vertierten Masse eben doch zwei Seelen stecken? Hat nicht auch mancher Einheitsführer einmal die Erfahrung gemacht, daß die übergetretenen Soldaten unter ihm ebensogut kämpften, wie sie es vor kurzem noch bei den Sowjets taten? Das war fast immer allein das Verdienst des deutschen Soldaten, der Erfolg seiner unwillkürlich richtigen Behandlungsweise, dem jeder von Euch mit ehrlichem Willen nachstreben sollte!

So wurde mir zum Beispiel gerade jetzt wieder bei der Räumung der ostkaukasischen Gebiete von einer ganzen Reihe von Mitkämpfern berichtet, daß sich unseren Truppen geradezu eine Völkerwanderung angeschlossen hätte. Dieser Weg, mit einigen Kenntnissen fortgesetzt, könnte uns allmählich die Heckenschützen vom Halse schaffen, denn dieser Gegner fällt ohne innere Stütze sehr bald in sich zusammen, wenn ihn das eigene Volk von innen her aus sich selbst abstößt. Neben den ideellen Zielen, die ein überlegtes Verhalten erreichen kann, bezweckt es also auch ein gut Teil Praktisches, das in der Auswirkung jedem einzelnen von Euch zugute käme — es ist also schon der Mühe wert, Euch diese Dinge einmal durch den Kopf gehen zu lassen, wenn Ihr abends nicht allzu müde in Eurem Bunker hockt.

Vielleicht verlange ich mit diesen Dingen etwas zuviel von Euch, denn es handelt sich ja um zwei grundverschiedene Dinge: Zum sowjetischen Soldaten sollt Ihr eisenhart sein, Euch seinem Volke aber als kameradschaftliche Menschen geben. Denn das dürft Ihr bei allem niemals vergessen, die furchtbare militärische Gefahr der Sowjets überwinden wir nur, wenn wir ihr bis zum letzten Mann unbeugsam gegenüberstehen. Und wenn in diesem Sinne einmal einer von Euch sagen sollte, das ist ja mit den Sowjets halb so wild, dann können Sie dem ruhig übers Maul fahren, daß er seine Weisheit in Zukunft für sich behält: Ich kenne die Sowjets weiß Gott seit 25 Jahren, sie haben sich leider inzwischen um keinen Deut geändert, das bewies erneut ihre „friedliche“ Besetzung Lettlands vor dem Krieg. Kämen sie tatsächlich in unser Deutschland hinein, so ist es mit dem anständigen Leben für jeden von uns vorbei.

Dies aber gilt genau so für den Arbeiter, denn wenn auch dann alles in seinem Namen geschehen wird, würde er damit doch einem Antreibersystem verfallen, auch selbst zu einem derart ausgequetschten Sklaven werden, wie er sich das beim besten Willen nicht vorstellen kann! Das dürft Ihr mir altem Rußlandkenner schon glauben, denn es ist so wahr, daß nichts auf dieser Welt wahrer sein kann . . .

Und nun machen Sie getrost in diesem Sinne weiter und lassen Sie bald wieder von sich hören. Ich jedenfalls bleibe wie bisher

Ihr alter Feldkamerad von der B-Stelle

Edwin Erich Dwinger

Unser Titelbild: Soldat Adolf Hitlers
Aufnahme für „Unser Heer“ von Uffz. Kempe

STAATSMANN – FELDHERR

Der Weg des Führers und seine Bemühungen um den Frieden liegen so klar und unantastbar vor dem deutschen Volke und der Weltöffentlichkeit, daß jedes Bestreben, zu verwirren und zu verzerren, sich ins Gegenteil verkehrt und die wahren Kriegsbrandstifter entlarvt. Seine zahlreichen Beiträge und ehrlichen Angebote zu einem Frieden in Europa und der Welt sind Tatsachen, die unverrückbar feststehen. Schon kurze Zeit nach der Machtübernahme, am 17. Mai 1933, richtete Adolf Hitler einen Appell an Deutschlands Nachbarvölker, in dem er sie aufforderte, etwas Ernsthaftes für einen dauerhaften Frieden zu tun. Er selbst wollte mit gutem Beispiel vorangehen. Deutschland hatte damals nur ein Hunderttausend-Mann-Heer, aber der Führer erklärte, Deutschland sei bereit, „seine gesamte militärische Einrichtung überhaupt aufzulösen und den kleinen Rest der ihm verbliebenen Waffen zu zerstören, wenn die anliegenden Nationen ebenso restlos das gleiche tun würden." Deutschland sei weiter bereit, Nichtangriffspakten beizutreten, denn Deutschland denke nicht an einen Angriff, sondern nur an seine Sicherheit. Das Angebot war vergeblich. Die Umwelt ging darüber zur Tagesordnung über, betrieb die Aufrüstung in nur noch größerem Tempo, einzig und allein zu dem Zweck, Deutschland in den Ketten von Versailles zu halten und eines Tages, wenn es gerade paßte, über das Reich herzufallen.

Fast keine der nachfolgenden Reden Adolf Hitlers, die sich nicht an das Weltgewissen zur Herbeiführung eines gesicherten Friedens wandten, in der nicht neue positive Angebote für das Wohl Europas und seine gesunde, stetige Entwicklung gemacht wurden! Der sogenannte Völkerbund, der ja die allgemeine Abrüstung in die Wege leiten sollte, zeigte sich immer mehr als ein reines Instrument zur Unterdrückung Deutschlands. Der Führer erklärte daher den Austritt und griff zur Selbsthilfe. Das schwache Deutschland reizte seine Feinde förmlich, über es herzufallen. Das völlig von deutschen Truppen entblößte Rheinland lockte geradezu zu einem Einmarsch. Der Führer führte die allgemeine Wehrpflicht ein. Zur Sicherung des Deutschen Reiches und des Friedens ließ er durch deutsche Truppen das offene Tor im Westen Deutschlands schließen. Aber auch diese Schritte zur Friedenssicherung waren mit weiteren Angeboten für einen dauerhaften Frieden verbunden.

Am 31. März 1936 entwickelt Adolf Hitler einen großen neuen Plan. Er erklärt sich bereit, einen fünfundzwanzigjährigen Nichtangriffspakt bzw. Sicherheitspakt mit Frankreich und Belgien abzuschließen. England und Italien sollen die Garantiemächte sein. Deutschland will außerdem mit den Staaten an seiner Südost- und Nordostgrenze Nichtangriffspakte abschließen. Es ist sogar dazu bereit, sofort oder nach Abschluß dieser Verträge wieder in den Völkerbund zurückzukehren. Darüber hinaus wird in diesem Plan das Angebot gemacht, praktische Maßnahmen zu ergreifen, um ein Wettrüsten zu verhindern. Die deutsche Reichsregierung „würde darin nicht nur eine Erleichterung der finanziellen und wirtschaftlichen Lage der Völker sehen, sondern vor allem eine psychologische Entspannung". So wie die Tötung wehrloser Verwundeter oder Gefangener, die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen oder die Führung des warnungslosen U-Boot-Krieges durch internationale Konventionen geregelt bzw. verboten worden seien, müsse es einer zivilisierten Menschheit gelingen, auch auf den Gebieten neuer Waffenanwendung die Möglichkeit einer sinnlosen Entartung zu unterbinden, ohne dem Zweck der Kriegführung zu widersprechen. „Die deutsche Regierung schlägt daher zunächst als praktische Aufgaben vor", so heißt es in diesem Plan dann wörtlich weiter: „1. Verbot des Abwurfes von Gas-, Gift- und Brandbomben; 2. Verbot des Abwurfs von Bomben jeglicher Art auf offene Ortschaften, die sich außerhalb der Reichweite der mittleren und schweren Artillerie der kämpfenden Fronten befinden; 3. Verbot der Beschießung von Ortschaften mit weittragenden Kanonen außerhalb einer Gefechtszone von 20 Kilometer; 4. Abschaffung und Verbot des Bauens von Tanks schwerster Art und 5. Abschaffung und Verbot schwerster Artillerie." Man kann heute nicht ohne große innere Erschütterung diesen großzügigen Friedensplan von damals nachlesen. Ein unbarmherziger Krieg hat sich inzwischen über die ganze Welt ausgebreitet. Kein Land, kein Fleckchen Erde mehr, das nicht irgendwie durch das gewaltige Ringen unserer Tage in Mitleidenschaft gezogen würde. Welchen Weg hätte Europa und die Welt gehen können, wenn man überall guten Willens gewesen wäre! — Es ist in diesem Zusammenhang nicht ohne Bedeutung, daß der Führer ein Jahr vor diesem wahrhaft großzügigen Angebot bereits seine Friedensbereitschaft praktisch durch ein Abkommen mit England bewiesen hatte. Um eine neue Flottenrivalität zwischen dem Reich und England zu vermeiden, hatte er am 18. Juni 1935 vereinbart, daß die deutsche Flotte nur 35 Prozent der britischen Flotte betragen sollte. Aber auch das nützte nichts, genau so wenig, wie der oft geäußerte Wunsch, mit Frankreich in Frieden zu leben, und der klar und unumwunden ausgesprochene Verzicht auf Elsaß-Lothringen. Im Jahre 1938 wird Österreich ohne einen Schwertstreich in das Reich zurückgeführt. Das Sudetenland kehrt zurück. Nach der Konferenz in München reist Neville Chamberlain mit dem bekannten Schriftstück zurück, wonach das abgeschlossene Friedenswerk über die Befreiung des Sudetenlandes symbolisch für den Wunsch der beiden Völker Englands und Deutschlands sein soll, niemals gegeneinander Krieg zu führen. Zwei Monate später wird in einem feierlichen Vertrage zwischen Frankreich und Deutschland festgestellt, daß zwischen beiden Ländern keine Fragen territorialer Art mehr bestehen. Doch auch diese Verabredungen und Verträge erwiesen sich als trügerisch. Sie sind, wie einwandfrei festgestellt werden kann, von der Feindseite nur als ein Vorwand benutzt worden, mit dem man Zeit für die eigene Aufrüstung zu gewinnen versuchte. Als die letzte Korrektur am Versailler Vertrag auf dem europäischen Kontinent gemacht werden soll, und zwar durch eine vertragliche Regelung mit Polen, wie sie maßvoller kaum denkbar war, halten die Gegner den Zeitpunkt für gekommen. Der Krieg, der sich zu einem zweiten Weltkrieg ausweiten sollte, begann.

ZUM GEBURTSTAG DES FÜHRERS *Aufnahme: Helmut Laux*

Der Sieger des Feldzuges der 18 Tage aber kennt nur eine einzige Sorge: Frieden in Europa, Frieden in der Welt. Adolf Hitler macht ein neues Angebot, faßt seine alten Vorschläge zusammen, aber die, die es angeht, wollen sie nicht hören. Kaum ein Jahr später rollt das militärische Verhängnis über Frankreich dahin, das eine katastrophale Niederlage erleidet. Der Feldherr dieses glänzenden Sieges aber verzichtet wiederum darauf, die Rolle des Triumphators zu spielen. Er ist sich seiner Verantwortung den Völkern der Welt gegenüber bewußt.

„In dieser Stunde", so führt er in seiner Rede im Großdeutschen Reichstag aus, „fühle ich mich verpflichtet, vor meinem Gewissen noch einmal einen Appell an die Vernunft auch in England zu richten. Ich glaube, dies tun zu können, weil ich ja nicht als Besiegter um etwas bitte, sondern als Sieger nur für die Vernunft spreche. Ich sehe keinen Grund, der zur Fortführung dieses Kampfes zwingen könnte … Herr Churchill mag nun diese meine Erklärung wieder abtun mit dem Geschrei, daß dies nur die Ausgeburt meiner Angst sei und meines Zweifels am Endsieg. Ich habe dann eben jedenfalls mein Gewissen erleichtert gegenüber den kommenden Dingen."

Diese Worte, die für sich selbst sprechen, richtet der Führer noch einmal an Englands Adresse, dem er vorher sogar ein Schutz- und Trutzbündnis angeboten hat. Deutschland wollte danach auf englische Waffenhilfe verzichten, erklärte sich aber seinerseits bereit, sowohl seine Flotte als auch eine bestimmte Anzahl von Divisionen jederzeit England zur Sicherung seines Imperiums zur Verfügung zu stellen. Fürwahr, das Maß der deutschen Friedensbereitschaft war damit voll, übervoll geworden, ebenso aber auch das Maß der Schuld auf seiten unserer Gegner. Nur der Soldat Adolf Hitler, der im Weltkrieg alle Mühen und Lasten ertrug, konnte es vor seinem Volke auf sich nehmen, solche Angebote zu machen. Nie wollte er den Krieg, denn er hat als einfacher Soldat seine Schrecken kennengelernt. Sein einziges Ziel war, Deutschland aus seiner Ohnmacht und Zerrissenheit herauszuführen, ihm wieder einen Platz an der Sonne zu sichern. Unsere Feinde aber hatten längst die Maske fallen lassen, ihr einziges Ziel war und ist die Vernichtung Deutschlands. Klarheit ist gut, gerade in solchen Dingen. Das deutsche Volk weiß heute, worum es geht. Unsere Gegner sollen sich nicht täuschen, ihre Betrugsmanöver und Verwirrungskunststücke ziehen nicht mehr. Die Zeit der großzügigen Angebote Deutschlands ist endgültig vorüber. Jetzt gilt nur noch das scharfe Schwert des deutschen Soldaten und die fest zupackende Faust der Heimat. Das deutsche Volk wird diesen Kampf durchstehen bis zur Entscheidung. Es weiß, daß seine Soldaten unter der Führung ihres Feldherrn Adolf Hitler den Sieg erkämpfen werden.

Das Ende des Ostwinters

GEDANKEN ZU DEN EREIGNISSEN AN DER SOWJETFRONT

Von Generalleutnant Dittmar

Es ist eine naheliegende Frage, welche Umstände dazu geführt haben mögen, daß weite Kreise unseres Volkes jede andere Form der Kriegführung als die der striktesten Offensive so leicht als seelische Belastung empfinden. Hier sprechen unbedingt überkommene, im Bluterbe des germanischen Menschen tief verwurzelte Neigungen mit, der unbedingte Angriffswille, jener „furor teutonicus", der schon zur Zeit des ersten Auftretens unserer Vorfahren in der Geschichte die Gegner in Schrecken setzte. Es sind auch wohl sehr frische Erinnerungen aus der Zeit des ersten Weltkrieges daran beteiligt. Die Vorstellungswelt vor allem der alten Westkämpfer erschöpft sich auf Grund ihrer persönlichen Erlebnisse in der Dreiheit des ruhigen Stellungskrieges, der eigenen Offensive und der Abwehrschlacht mit ihren zahlreichen, meist quälenden Erinnerungen. Daß es darüber hinaus noch andere, elastischere und damit elegantere Formen der Kampfführung gibt, konnte unter den engen räumlichen Verhältnissen des damaligen Kriegsschauplatzes im Westen kaum zum Ausdruck kommen, wenn auch der deutschen Obersten Heeresleitung diese Art der Operationen keineswegs fremd war, wie der Alberich-Rückzug vom März 1917 beweist. Wo aber die Mehrzahl der alten Westkämpfer den Begriff des Rückzuges kennenlernte, da war er überschattet von der Tragik des bevorstehenden Zusammenbruchs der Heimatfront. So ist es wohl zu erklären, daß alles, was Ausweichen bedeutet, beim deutschen Menschen in Verruf gekommen ist.

Der schwerste Entschluß

Daß ein Rückzugsentschluß nie ganz aus freien Stücken erfolgt, sondern so gut wie stets eine Aushilfs- oder gar Notmaßnahme darstellt, ist natürlich klar. Je willensstärker eine Führung ist, um so schwerer muß ihr daher naturgemäß ein solcher Entschluß fallen. Ihn zu fassen, stellt stets einen der schwersten Momente im Leben eines Feldherrn dar: Der Wille, auch ungünstigen Geschehnissen zum Trotz sich zu behaupten, die feste Hoffnung auf den Erfolg eingeleiteter Gegenmaßnahmen, das Vertrauen auf den eigenen Stern, ohne das kein erfolgreicher Heerführer denkbar ist, alle diese großen Eigenschaften des Charakters liegen im Kampf mit der Einsicht, die davon abrät, zu beharren und damit das Äußerste zu wagen. Es ist wohl einer der härtesten Kämpfe, der je in eines Menschen Brust ausgetragen werden kann.

Von einem muß sich in solcher Lage ein Heerführer getragen wissen: Von dem felsenfesten Vertrauen der Truppe und dem Verständnis der Heimat. Das deutsche Heer hat sich bisher jeder Aufgabe, auch der eines Rückzuges, gewachsen gezeigt. Sein Weichen vom Schlachtfeld entsprach jedesmal jenem Idealbild, das Clausewitz dahin kennzeichnet, daß es dem Abgehen eines verwundeten Löwen gleichen müsse. Wenn nun Ende Februar nicht nur das eintretende Tauwetter, sondern mindestens in gleichem Maße die schweren Einbußen des Gegners und der allmähliche Abbrauch selbst seiner gewaltigen Reserven eine Wiederherstellung des Gleichgewichts an der Südfront eintreten ließ, so ist dies zunächst die Folge davon, daß der Kampfwille unserer Osttruppen über alle Wechselfälle hinweg unerschüttert blieb. Mehr noch: Die überzeugende Klarheit des Entschlusses zum Ausweichen — für uns gleichbedeutend mit dem Übergang zu einer Kampfweise, die die geistige Überlegenheit des deutschen Soldaten, die Selbständigkeit der Führung aller Grade in bester Weise in Rechnung zu stellen gestattet — hat Kräfte im deutschen Soldaten wachgerufen, die unter anderen, stabileren, Verhältnissen in dieser Fülle kaum in Erscheinung getreten wären. Der deutsche Soldat hat damit die landläufige Auffassung, als müsse sich ein Rückzug notwendigerweise nachteilig auf die Moral der kämpfenden Truppe auswirken, schlagend widerlegt. Er hat verstanden, um was es in solchen Fällen geht: um die operative Freiheit, deren Wiedergewinnung auch ihm nützt, weil sie ihm das Kämpfen erleichtert und — mittelbar oder unmittelbar — dem Siege dient.

Wie ein Steppenbrand fraß sich zu Anfang dieses Jahres der Einbruch der Sowjets in die Donbastion weiter und weiter. Die Gefahr für die tief im kaukasischen Raum kämpfenden deutschen Armeen, von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten zu werden, war riesengroß. Den nördlich der Einbruchsstelle haltenden Frontteilen bis herauf nach Woronesch und Orel, letzten Endes fast dem gesamten mittleren Abschnitt, drohte das Schicksal, durch Zusammenwirken der sowjetischen Angriffskräfte aus der Front und der nunmehr offenen Südflanke Stück für Stück herausgebrochen zu werden. Alles kam darauf an, den sowjetischen Vorstoß, der beiderseits des Unterlaufs des Don auf das entscheidende Verbindungsstück zwischen dem ukrainischen und dem kaukasischen Raum, Rostow, demnächst auf die wichtigen Verkehrspunkte Charkow—Kursk, zielte, zunächst zu verlangsamen. Erst dann konnte daran gedacht werden, ihn einzudämmen.

Kürzere rückwärtige Verbindungen

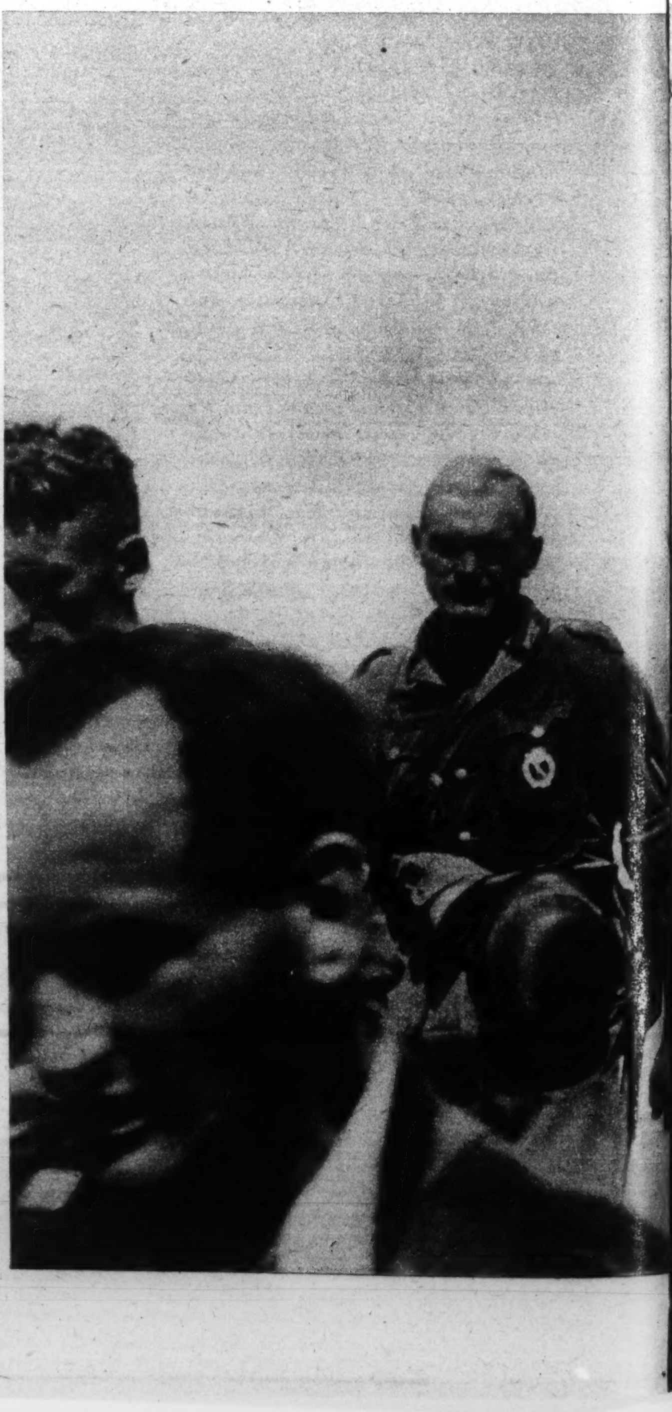
Daß die notwendige Neubildung einer mehr oder weniger geschlossenen, d. h. einer mit ihren einzelnen Verbänden sich gegenseitig stützenden Front erst im tieferen Hintergelände der alten Stellung erfolgen konnte, lag in den Verhältnissen begründet: Je weiter westlich sie gewählt wurde, um so kürzer wurden die eigenen rückwärtigen Verbindungen, um so ausgedehnter aber das dem Gegner unter fortgesetzten Nachhutkämpfen und unter Zerstörung kriegswichtiger Anlagen überlassene Gelände. Dem Tempo des Ausweichens nach Westen waren freilich Grenzen gesetzt. Rostow insbesondere mußte so lange gehalten werden, bis die aus dem Ostkaukasus zurückgeführten Kräfte den Anschluß gewonnen hatten. Daß dies gelang, kann als besonders wertvoller, den weiteren Verlauf stark beeinflussender Erfolg gelten. Die spätere Aufgabe von Rostow und die Zurücknahme der deutschen Kräfte vom unteren Donez auf die Mius-Stellung lag durchaus im Rahmen der Gesamtlage.

Inzwischen hatte der Stoß der Sowjets über den mittleren Don, über den Oskol und Donez auf Charkow und bald darauf von Woronesch nach Westen und Nordwesten auf Kursk und nördlich eine neue Krise heraufgeführt. Die planmäßige Räumung des durch die genannten beiden Städte bezeichneten Raumes entzog die hier eingesetzten deutschen Verbände der von sowjetischer Seite angestrebten Umklammerung. Südlich an ihnen vorbei versuchten die Sowjets nunmehr, die tiefe Nordflanke der im Ostteil des ukrainischen Industriegebietes am Mius kämpfenden deutschen Verbände zu umfassen. Sie warfen starke motorisierte Kräfte südlich der Linie Charkow—Poltawa nach Westen, wohl mit der Absicht, diese zunächst auf das Dnjepr-Knie bei Dnjepropetrowsk vorzutreiben und damit wichtigste rückwärtige Verbindungen der weiter ostwärts kämpfenden deutschen Truppen zu durchschneiden. Es ist bemerkenswert und aufschlußreich, welche Aussichten dieser zweifellos auf weitgesteckte Ziele gerichteten Operation ganz besonders von englischer Seite zugesprochen wurden. Aber die kühne Planung war allzu kühn: Der zur Umfassung angesetzte Gegner verfiel dem Schicksal, mit dem schon so oft in der Kriegsgeschichte der Versuch, einem wendigen Gegner die Schlinge der Umfassung überzuwerfen, bestraft worden ist. Er wurde seinerseits umfaßt. Und nicht nur dies: Die Umfassung wurde zur Einkesselung und zur Vernichtung gesteigert, in der gleichen Weise, wie hinter der Mius-Front mit ähnlicher Absicht vorgeprellte sowjetische schnelle Verbände ihr Ende fanden. Die Vernichtung weiterer Kräfte im Raum südlich Charkow schloß sich an.

Festigung der Gesamtfront

Diese auf ähnlichen Voraussetzungen beruhenden Erfolge bedeuten einen Wendepunkt in der Winterschlacht. Dabei war die Tatsache, daß die Fortsetzung und Ausnutzung des vernichtenden Gegenstoßes in Richtung auf Isjum uns trotz zahlreicher feindlicher Entlastungsversuche an anderen Stellen wieder auf breiter Front an den mittleren und oberen Donez führte, so erfreulich sie ist, nicht ausschlaggebend. Wichtiger war die darin zum Ausdruck kommende Festigung eines großen Teiles unserer Gesamtfront und die Wiederherstellung des Zusammenhanges bisher getrennter Teile. Daß dies im Schutze starker Abschnitte oder in Anlehnung an Stellungen des Vorwinters erfolgen konnte, war im Hinblick auf die Stabilisierung der neuen Front besonders wertvoll.

Am wichtigsten waren aber die allgemeinen Symptome, die mit den Ereignissen verbunden sind. Zunächst: Das deutsche Kampfverfahren, den feindlichen Einbruch zunächst abzubremsen, sodann aber unter Vereinigung der zurückgenommenen Teile und der von anderer Stelle zugeführten Verbände hinreichend weit abgesetzt eine neue Abwehrfront aufzubauen, hat sich bewährt. Die damit verbundene Aufgabe weiter Gebiete war unvermeidlich. Aber diese schmerzliche und schmerzhafte Operation hat nicht nur das Leben des Patienten gerettet, sondern ihm überraschend schnell seine Handlungsfreiheit wiedergegeben, wie dies in den erfolgreichen Kämpfen zum Ausdruck kam, die schon am 14. März zur Wiedereinnahme von Charkow führten. Wir wollen bewußt vermeiden, nach dem Vorbild unserer Feinde der gegnerischen Führung grundsätzlich weitgesteckte Absichten zu unterstellen, um dann bei einem scheinbaren Zurückbleiben hinter dieser Linie eine Niederlage konstruieren zu können, uns also durchaus an die einwandfrei gegebenen Tatsachen halten. Aber gerade diese sprechen eine klare Sprache: Sowohl



im gesamten Süden wie bei Rshew, Toropez und Welikije Luki wie später am Ilmensee und im Bereich von Leningrad ist die Masse der eingesetzten Verbände und Kampfmittel gewaltig gewesen. Dies allein läßt schon mit hinreichender Beweiskraft auf Absichten schließen, die über den Begriff der Fesselung weit hinausgingen, auch wenn dieser Zweck vielleicht zu Beginn der allgemeinen Offensive im Vordergrunde gestanden haben mag. Was die Sowjets erhofft haben mögen, geht aus der Wahl der angegriffenen Abschnitte klar hervor: Eine Zertrümmerung der deutschen Abwehrfront, wobei die angestrebten tiefen Vorstöße, wenn sie erfolgreich gewesen wären, gleichzeitig zum Abschneiden und Einkesseln starker deutscher Kräfte führen sollten. Dieser letztere Zweck war bei den Angriffen auf den Demjansker Brückenkopf zweifellos sogar der durchaus primäre. Gerade diese vornehmlich gegen die schmale Landbrücke gerichtete Operation war unerhört einladend, weil sie, wenn erfolgreich, auch ohne das Risiko tiefen Hineinstoßens in die deutsche Abwehrfront beachtliche Erfolge — die Einkesselung des Großteils einer deutschen Armee — ergeben mußte. Das gleiche lockende Ziel hat den Sowjets zweifellos bei dem Zangenangriff auf Orel vorgeschwebt, wobei hier die anfänglich offene Südflanke außergewöhnlich günstige Voraussetzungen bot.

Die sowjetische Führung wird sich heute eingestehen müssen, daß an keiner der genannten Stellen ihre Blütenträume zur Frucht gereift sind. Im Gegenteil: Das Ergebnis so unerhörter Anstrengungen kann nur enttäuschend für sie sein, weil ihre Angriffe allem Masseneinsatz zum Trotz an keiner dieser Frontteile über örtliche Erfolge hinausgekommen sind, vor allem nicht zur Einkesselung und Vernichtung starker deutscher Kräfte geführt haben.

So wenig es Gewohnheit der Sowjets ist, im einzelnen in Angriff oder Abwehr das Blut ihrer Truppen zu sparen, sofern sich daraus auch nur die Möglichkeit eines taktischen Erfolges ergeben könnte, so sehr wird sich ihre Oberste Führung jetzt schon aus Gründen eiskalter rechnerischer Erwägungen die Frage vorlegen müssen, inwieweit das von ihnen in diesem Winter Erreichte den unerhörten Abbrauch ihrer personellen und materiellen Kräfte aufzuwiegen vermag. Die Sowjets selbst bestreiten nicht, daß ihre Verluste in diesem Winter ungewöhnlich schwer gewesen sind. Die Größe ihrer Opfer gerade in der letzten Zeit bildet ein starkes Argument bei ihren politischen Forderungen an die englischen Verbündeten. Aber es gibt noch stärkere Beweismittel als diese vielleicht stark zweckbestimmten Äußerungen. Sie sind in den Meldungen unserer kämpfenden Truppe ebenso enthalten wie in der Gesamtheit der bestimmenden Umstände dieses Winterfeldzuges.

Es ist bestimmt keine tröstliche Bilanz, die die Sowjets gerade in bezug auf ihre Menschenreserven aus den bisherigen Kampfereignissen ziehen können. Das auch unsere Verluste erheblich gewesen sind, wird niemand leugnen. Aber auch der sowjetischen Führung wird nicht entgangen sein, daß, von Stalingrad vielleicht abgesehen, das, was wir in den Kämpfen an der Südfront verloren haben, auch unter Berücksichtigung des beiderseitigen Kräfteverhältnisses, weit hinter den Einbußen der Bolschewisten zurückblieb, selbst dort oder gerade dort, wo diesen erhebliche Geländegewinne zufielen. Der im einzelnen vielfach so tragische Kampf schwacher deutscher Verbände gegen die sowjetische Übermacht hat das eine Gute gehabt, daß die deutschen Gesamtverluste in diesen hinhaltenden Gefechten sich in ihrer Gesamtziffer in einem naturgemäß bescheidenen Rahmen hielten. Wir haben hier im wesentlichen mit Gelände bezahlt, die Sowjets aber mit Blut. Über das Verhältnis der beiderseitigen Verluste dort, wo die Sowjets vergeblich gegen unsere Stellungen anrannten, bedarf es keiner weiteren Worte. Darüber wird sich auch die bolschewistische Führung durchaus im klaren sein. Abgeschlagene Angriffe gehören, das weiß jeder kriegserfahrene Soldat, zu den verlustreichsten Kampfereignissen.

Die bolschewistische Führung wird sich heute klar darüber sein, daß ein sieggewohnter Gegner mit einer so tiefgehenden soldatischen Erziehung wie der deutsche von Mißerfolgen wie denen, die wir an Wolga und Don erlitten haben, nicht ins Mark getroffen zu werden pflegt, um so weniger, wenn die Truppe selbst — trotz ihres Mißgeschickes im großen — im einzelnen immer wieder ihre Überlegenheit über den Gegner bewiesen sah.

Was aber das deutsche Volk betrifft, so können wir nichts Besseres tun, als auf ein Wort von Clausewitz hinzuweisen. Er sagt: „Die Wirkungen eines früheren Erfolges haben auf die späteren Ereignisse einen sehr geringen Einfluß, oft keinen, oft einen negativen, weil der Feind zu größerem Widerstand entflammt wird.“ Das ist inzwischen bei uns in weitem Umfange Wirklichkeit geworden, wobei es weniger auf Stimmungen als auf die Gesinnung und ihre Betätigung ankommt. Wir haben gelernt, daß dieser Krieg, daß vor allem der Kampf gegen diesen Gegner, nicht mit halber Kraft und unter Beibehalt liebgewordener Friedensgewohnheiten und Friedensrücksichten geführt werden kann. Es hat wohl erst ernster Rückschläge bedurft, um uns das zu lehren. Aber diese harte Lehre wird Früchte tragen, wie sie wohl niemand auf seiten unserer Feinde abzusehen vermag.

WENN WIR MARSCHIEREN

Fünf Stimmen zu einem Thema

Marsch — schon der rollende Klang des Wortes genügt, um sie heraufzurufen, die halbversunkenen Bilder heißer Tage, die bereits zur Erinnerung verdämmert sein und die dennoch bald wieder zur brennenden Wirklichkeit entfacht werden können. Deutsche Landser mit dem lang ausgewogenen Schritt alter Marschierer, den Kragen offen, die Ärmel hochgekrempelt, den Stahlhelm am Koppel. Die Haare sind vom Winde zerwühlt, die Gesichter gezeichnet von den Striemen des Schweißes. Die Augen brennen in den Schwaden des Staubes, der unter jedem Schritt aufquillt, die Uniformen durchtränkt und auf der Haut zu einer Kruste erstarrt, die Züge maskenhaft verzerrt. Aber, wenn auch die Straße endlos erscheint — die Kompanie marschiert. Der Fluch zwischen den Zähnen erstickt unter der Einsicht in die Notwendigkeit des Befehls. So wird es wieder sein, wenn der große Befehl die grauen Kolonnen ruft. So geschlossen und eindeutig steht dieses Bild der marschierenden Kolonnen vor unseren Augen, daß es zunächst fast unmöglich erscheinen will, den Vorgang des Marsches gleichsam aufzugliedern und die Stimmen zusammenzustellen, die von verschiedenen Seiten dazu laut werden. Und dennoch zeigt ein solcher Versuch erst, wie verschieden der Marsch betrachtet und beurteilt werden kann:

Der Landser flucht natürlich, — aber was meint er damit?

Das eine ist klar: daß der Landser als erster gehört werden muß. Denn schließlich ist er es ja, der marschiert. Er kennt sie am besten, die Grausamkeit der lang hingezogenen Straßen, die unerbittlich sind und kein Ende finden wollen. Er kennt die bleierne Schwere der Füße, die, wundgescheuert und aufgequollen, nicht mehr vom Boden hoch wollen. Die Not des hochgerutschten Hemdes, der Brand der ausgedörrten Kehle, die Qual der verschweißten Haut und die dumpfe Dämmerung des Bewußtseins, wenn Kör-

per und Geist in der Kette der Kilometer immer mehr erschlafft — all das ist ihm mehr als nur „Begriff", ist vielmehr oft und oft hart durchkämpfte Wirklichkeit. Und eben darum, weil er den Marsch zunächst einmal als körperliche Strapaze erlebt, ist er keineswegs geneigt, auf unsere Frage nach seinen Eindrücken mit schwärmerischen Preisgesängen zu antworten. Als erstes liegt ihm etwas ganz anderes nahe, ein kräftiger Fluch zum Beispiel, oder vielleicht sogar jenes Wort, das bestimmt den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, das meistgebrauchte in der Landsersprache zu sein und das zweifellos an Popularität selbst das historische Zitat aus dem Götz von Berlichingen weit übertrifft. Ein einziges Wort, das erscheint spärlich — und enthält doch mehr als man glaubt. Denn es ist ja keineswegs so unfreundlich, wie es zunächst klingen mag. Neben dem Ausdruck des Mißbehagens und dem instinktiven Unwillen gegen die Last der Strapaze steckt da noch viel mehr drin, nämlich ein ingrimmiges Selbstbewußtsein und ein düsterer Stolz auf die vollbrachte Leistung. Und das ist sogar das Entscheidende. Der Mann, der sich, ausgebrannt und zerschlagen, in einer Marschpause auf die Erde fallen läßt, hat sicher im Augenblick für sogenannte höhere Gesichtspunkte wenig übrig. Je freier aber der Blick wird für den großen militärischen Zusammenhang, in dem der Marsch sich vollzieht, je stärker hervortritt, was damit erreicht wird, um so tiefer dringt die soldatische Befriedigung, mit dabei gewesen zu sein. Bei wirklich großen Tagen aber, wenn der Sturmwind des Vormarsches alle ergreift, wiegen die paar Blasen und die ausgebrannte Kehle rein nichts mehr vor der brausenden Begeisterung, die den einzelnen Mann über die Not der Stunde in die Glorie der historischen Tat erhebt.

Hier spricht der Mann, den keiner kennt: der Intendant

Wieviel Stiefelsohlen braucht eine Division auf 100 Kilometer?

„Daß wir im Verborgenen blühen, daran haben wir uns schon gewöhnt", erklärt mit leicht resignierter Miene Stabszahlmeister Jonas vom Heeresverwaltungsamt Berlin, den wir nach dem Verhältnis der Intendantur zum Marsch befragen. „Das ist sozusagen die Tragik unseres Dienstes. Solange die Sache klappt, denkt keiner daran, daß wir überhaupt da sind, und erst, wenn irgend etwas schief geht, erinnert man sich mit Entrüstung, daß es so etwas wie uns auch noch gibt. Das ist eigentlich um so verwunderlicher, als es dabei um so wichtige Dinge wie Essen und Trinken geht. Essen muß der Soldat in jeder Lebenslage, und erst recht auf dem Marsch. Aber haben Sie schon mal einen gesehen, der sich darüber wunderte, daß es auch wirklich etwas gab? Dabei ist das keineswegs selbstverständlich, sondern nur möglich, weil wir bei längeren Märschen schon Tage vorher mit unserer Versorgungsarbeit beginnen. Bevor noch ein Mann der Division den Stiefel hebt, zerbricht sich bereits der Divisionsintendant den Kopf darüber, wie er die vielen hungrigen Mägen unterwegs satt kriegen kann. Er überschlägt seinen Vorrat an Verpflegung, studiert die Marschroute, stellt fest, wieviel neue Bestände er braucht und wo und wann er sie aufnehmen muß.

Wenn er so seinen Versorgungsplan entworfen hat, setzt er sich über den Korpsintendanten mit dem Armeeintendanten in Verbindung und läßt sich die Armeeverpflegungslager anweisen, in denen er Verpflegung empfangen kann. Führt der Marsch aber noch durch einen anderen Armeebereich, so muß eine Art Vorkommando an die dort zuständige Armeeintendantur geschickt werden, das wiederum einen genauen Plan für die Versorgung der marschierenden Truppe aufstellt. So läuft die Fürsorge der Intendantur wie eine Stafette der Marschkolonne voraus, längs des Marschweges stellt sie in Säcken, Kisten und Dosen alles bereit, was ein hungriger Magen braucht, aber der Mann, der später an der Feldküche einen tüchtigen Schlag faßt, macht sich kaum Gedanken darüber, wieviel Kräfte zusammengewirkt haben, um sein Kochgeschirr zu füllen.

Was die Verpflegung angeht, so ist der Marsch für uns also in erster Linie ein Problem der Versorgung und des Transports. Für die Bekleidung aber ist er ein gesteigerter Vorgang des Verschleißes. Es wäre nicht uninteressant zu wissen, wieviel Masse an Stiefelsohlen oder Hosentuch eine Division auf 100 km verbraucht. Begreiflicherweise gibt es darüber aber keine Statistiken. Wir kennen nur die durchschnittlichen Tragezeiten für die verschiedenen Bekleidungsstücke, die allerdings friedensmäßig berechnet und daher im Kriege nur ganz bedingt gültig sind. Danach werden Marschstiefel, Feldbluse und Hose am stärksten abgenutzt: sie sollen im allgemeinen eine Lebensdauer von ein bis zwei Jahren erreichen. Dagegen kann es ein Mantel (wegen der Ersparnis im Sommer) schon auf sechs Jahre bringen, und ein Stahlhelm erreicht sogar das ansehnliche Alter von fünfzehn Jahren. Wer ein pfiffiger Rechner ist, kann vielleicht daraus abschätzen, welchen Verschleiß ein Marsch von hundert Kilometer an Leder und Stoff durchschnittlich mit sich bringt. Wir selber sind allerdings weniger an Rechenkunststücken interessiert, als vielmehr daran, daß der Verschleiß so gering wie möglich bleibt."

Der Soldat fragt, der Arzt antwortet:

Sind wir stärker als un…

„Kaum", sagte Oberfeldarzt Prof. Dr. Ranke von der Militärärztlichen Akademie in Berlin. „Das scheint nur so. Zwar steht es fest, daß die Tagesmarschleistung von 40 km vor dem Weltkrieg inzwischen bis auf 70 km gesteigert worden ist. Aber dafür sind in erster Linie andere Gründe anzuführen. Unsere Großväter und selbst unsere Väter trugen beim Marsch noch treu und brav ihren Tornister. Für den marschierenden Infanteristen von heute ist er weggefallen, das ist schon eine wesentliche Entlastung. Zum andern: wir tragen heute im Unterschied zu früher beim Marsch den Kragen offen, die Ärmel aufgerollt. Dadurch wird die Wärmeabgabe des Körpers erleichtert, Atmung und Blutkreislauf gefördert. Zum dritten aber stehen wir durch Sport und Körperertüchtigung in einer stärkeren Übung und sind daher an die Anforderungen des Marsches mehr gewöhnt."

„Dann werden unsere Enkel also durch entsprechendes Training auf eine Marschleistung von 100 km kommen können?"

„Das wage ich nicht zu behaupten. Die Bedeutung der Gewöhnung ist nicht zu überschätzen. Sie kann beim Marsch nur deshalb eine größere Rolle spielen, weil er normalerweise, d. h. in der Ebene, ohne zusätzliche Arbeitsleistung oder Gefechtstätigkeit, nur bis an die Grenze der Ermüdung, nicht aber der Erschöpfung führt. Der Unterschied ist einfach: im Zustand der Erschöpfung geht es beim besten Willen nicht mehr weiter, die Leistungsfähigkeit des Körpers ist restlos „ausgeschöpft", die Ermüdung aber läßt sich überwinden. Der Läufer von Marathon also war erschöpft, als er zusammenbrach. Der Soldat aber, der sich unter der Last des Weges am Ende glaubt, ist nur stark ermüdet. Beweis: in dem Augenblick, in dem aus einem Lautsprecherwagen der PK eine schmetternde Marschmusik ertönt, geht es schon wieder besser. Und wenn etwa aus dem Marsch heraus der Angriff befohlen wird, kann unter dem Schwung des Vorwärts alle Müdigkeit vergessen sein. Die Kraft des Willens, der seelische Aufschwung, die mitreißende Gewalt eines Vorbildes, alle diese psychischen Faktoren, die im Zustand der Erschöpfung wirkungslos bleiben müssen, sind gerade für die Marschleistung wesentlich und werden daher von dem guten soldatischen Führer ausgenutzt. Schon die Angabe eines klar umrissenen Marschzieles wirkt

... unsere Großväter?

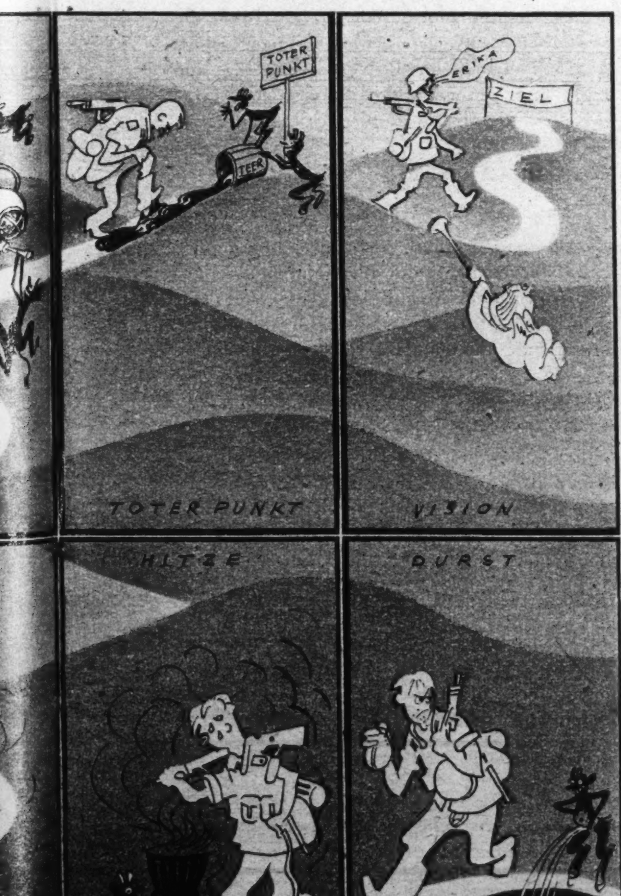
anspornend. Nichts ist lähmender als die Vorstellung einer endlosen Straße, die scheinbar ins Leere führt."

„Und wie steht es mit Essen und Trinken während des Marsches? Kann man um so besser marschieren, je mehr man ißt?"

„Das ist nicht so einfach. Der Körper ist in dieser Beziehung am besten mit einem wirtschaftlichen Betrieb zu vergleichen. Alle Arbeitskräfte des Organismus müssen auf den entscheidenden Arbeitsvorgang, hier also das Marschieren, konzentriert werden. Die wichtigsten Organe, in denen diese Arbeitsleistung vollbracht wird, sind Herz, Lunge, Muskulatur und Haut. Werden nun durch übermäßige Nahrungs- oder Flüssigkeitsaufnahme stärkere Arbeitskräfte im Magen oder Nieren gebraucht, so gehen sie für die Arbeitsleistung des Marschierenden verloren. Darum ist während des Marsches jede übermäßige Flüssigkeitsaufnahme zu vermeiden, gleichgültig ob Wasser oder Alkohol. Wenn wenig Wasser in kleinen Schlucken genossen wird, so darf es sogar kalt sein. Dagegen ist vor Schnee unbedingt zu warnen. Alkohol hat etwa für eine Stunde nach dem Genuß eine leichte körperliche Leistungssteigerung zur Folge, die aber verbunden ist mit einer starken Minderung der geistigen Funktionen. Und danach setzt ein um so schnellerer Kräfteverfall ein. Was das Essen angeht, so ist während des Marsches nur leichte Kost, wie etwas Zucker oder Keks, zu empfehlen. Fett ist zu vermeiden, da es zu lange im Magen liegenbleibt. Die Hauptmahlzeit mit starker Kost wird am vorteilhaftesten gegen Abend nach dem Eintritt der Marschruhe eingenommen."

„Was ist besser: Pausen machen oder ‚im Zuge bleiben'?"

„Es ist eine alte Erfahrung, daß nach jeder Pause die müden Glieder wie eingerostet erscheinen und erst wieder in Schwung gebracht werden müssen. Darum hat eine Pause nur Zweck, wenn sie wirkliche Entspannung bringt. Herumstehen nützt nichts. Das Gepäck muß abgenommen, die Füße entlastet, die Glieder am besten lang ausgestreckt werden. Am tiefsten ist die Entspannung aber im Schlaf. Daher hilft sich der ruhebedürftige Körper selbst: der Soldat kann während anstrengender Märsche in jeder Pause meist ebenso schnell einschlafen, wie es etwa wilde Tiere können. Er nimmt unbewußt im Schlaf die wirkungsvollste ‚Sparstellung' ein, die es gibt."



Das weiß der Physiologe:

Wer hat den größeren Nutzeffekt, Mensch oder Lokomotive?

„Zweifellos erzielt der menschliche Körper bei seinen Arbeitsleistungen den größeren Nutzeffekt", führt Oberfeldarzt Prof. Dr. Dr. Lang von der Militärärztlichen Akademie in Berlin aus. „Denn die Lokomotive pufft etwa 90 bis 95 Prozent der entwickelten Energie in die Luft, während bei der Muskelarbeit des Menschen nur etwa 75 bis 80 Prozent verlorengehen. Sonst aber ist der Vorgang bei der fahrenden Lokomotive und dem marschierenden Soldaten ganz ähnlich. In beiden Fällen wird Arbeit geleistet und daher Energie verbraucht. Hier wie dort wird diese Energie durch einen Verbrennungsprozeß gewonnen. Nur daß die Lokomotive eben Kohlen verbrennt, während die Kraftquelle für die Muskelarbeit des menschlichen Körpers eine organische Verbindung von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff ist, die ‚Glykogen' heißt. Von diesem Kraftstoff Glykogen ist jedoch in der menschlichen Muskulatur nur ein beschränkter Vorrat vorhanden. Ist dieser Vorrat aufgebraucht (und das ist beim Marsch nach einiger Zeit der Fall), dann tritt ein kritischer Zeitabschnitt ein, in dem das Verbrennungsmaterial knapp wird und der darum bei dem marschierenden Soldaten das Gefühl auslöst, er sei am Ende seiner Kraft und könne nicht mehr weiter.

Das ist der berühmte ‚tote Punkt'!

Er ist — wirtschaftlich gesprochen — etwas Ähnliches wie ein Nachschubproblem. Denn der menschliche Körper sieht sich nun gezwungen, auf andere Reserven zurückzugreifen, die aber erst umgesetzt und an die Arbeitsstellen transportiert werden müssen. Bis sie gebrauchsfertig eingetroffen sind, dauert der lähmende Zustand des ‚toten Punktes' an. Die Reserven des Körpers liegen in den aufgespeicherten Fettvorräten, die in einer Reihe chemischer Vorgänge umgewandelt werden müssen, in Glykogen. Ist dieser Prozeß richtig im Laufen, so ist auch der tote Punkt überwunden. Man kann sich die Überwindung dieser Leistungskrise etwas erleichtern, indem man zwei bis drei Stück Zucker zu sich nimmt. Der Zucker trägt nämlich als ein dem Glykogen nahe verwandtes Kohlehydrat dazu bei, die Lücke in der Energieversorgung der Muskulatur zu überbrücken."

Märsche, die Geschichte machen

„Kinder, wir müssen weiter!"

„Der Sieg liegt in den Beinen der Soldaten", sagte einmal irgendein Marschall von Sachsen, und er hat in diesem ein wenig verwegen klingenden Schlagwort tatsächlich eine oft bestätigte historische Erfahrung ausgesprochen. Etwas solider hat sie ein viel gelesener militärischer Schriftsteller der älteren Zeit formuliert, der sagte: „Märsche bilden die Grundlage, Schlachten erst den Gipfel der Kriegstätigkeit." So ist denn auch von keinem der großen Heerführer in der Geschichte die grundlegende Bedeutung des Marsches für die militärische Entscheidung verkannt worden. Napoleon zum Beispiel forderte das Äußerste an Marschleistung von seinen Soldaten. „Schnelligkeit! Behendigkeit!" rief er immer wieder seinen Generalen zu. Und die Marschleistungen seiner Truppen können sich auch heute noch sehen lassen. Seine Regimenter haben die 500 Kilometer lange Strecke von Straßburg nach Wien im Feldzuge von 1805 in 27 Tagen und die gleiche Entfernung von der Weichsel bis Wilna im Feldzuge von 1812 sogar in 22 Tagen zurückgelegt und dabei noch Gefechte geführt. Angesichts dieser Leistungen ist es nicht verwunderlich, daß seine großen Gegner in den Befreiungskriegen, Blücher, Gneisenau, von ihren Soldaten ebenfalls oft das Letzte auf dem Marsch verlangen mußten. Unvergeßlich in der Geschichte ist jener Tag von Belle-Alliance, an dem der greise Feldmarschall Blücher seine zwei Tage zuvor geschlagenen, erschöpften Regimenter in Sturm und Regen auf den zu Schlammbächen gewordenen Wegen selber aufrüttelte: „Kinder, wir müssen weiter. Es heißt immer, es geht nicht. Aber es muß gehen. Ich habe versprochen, zur Stelle zu sein, wenn es dem Napoleon an den Kragen geht. Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werde!" Und es ging. Er traf zur rechten Zeit auf dem Gefechtsfelde ein und brachte die Entscheidung, die für alle Zeiten der Herrschaft des Korsen ein Ende machte. Diese historische Leistung gehört mit zu jenen Märschen, die Geschichte machten und oft die Entscheidung über das Schicksal ganzer Staaten brachten. So steht am Anfang der preußischen Geschichte ebenfalls eine bedeutende Marschleistung, die von einem entscheidenden Erfolg gekrönt war. Der Große Kurfürst kämpfte am Rhein gegen die Franzosen, als ihn die Kunde erreichte, daß die Schweden raubend

und sengend in die Mark eingefallen seien. Unverzüglich brach er auf. Trotz Dauerregen und grundloser Wege erreichte er weit schneller, als seine Gegner annehmen konnten, Magdeburg. Dort ließ er die Masse seines Fußvolks zurück und jagte mit den Dragonern, ein paar Geschützen und einer Handvoll Musketiere auf Wagen weiter, überrumpelte Rathenow und erfocht den glorreichen Sieg von Fehrbellin. Friedrich der Große zeichnete sich vor allem durch Geschick in der Anordnung der Märsche aus, was den Truppen allzu hoch gespannte Marschleistungen ersparte. So ist zum Beispiel sein Anmarsch zur Schlacht bei Zorndorf ein Kabinettsstück der Marschtechnik.

Wie alt ist eigentlich der Marsch? Seit wann ist er bekannt in der Geschichte des Krieges?

Diese Frage ist nicht ganz klar zu beantworten. Die erste Beschreibung eines außergewöhnlichen Kriegsmarsches stammt von dem Athener Xenophon, der den Marsch griechischer Söldner aus dem Innern Asiens bis an die Küsten des Schwarzen Meeres schildert. Ein historisches Ereignis war zu einer späteren Zeit der Marsch des karthagischen Feldherrn Hannibal aus Spanien nach Oberitalien mit seinem Kernstück, dem Alpenübergang. Unter unsäglichen Schwierigkeiten mußte er sich den Weg über die tiefverschneiten Pässe bahnen. Ein großer Teil seiner Mannschaften, der Elefanten, Pferde und Saumtiere ging zugrunde. Aber auch seine Gegner, die Römer, waren Meister der Marschtechnik. Das beweist schon das großzügige Straßennetz, das sie in ihrem Reich gebaut haben. Die geschickten und raschen Märsche, mit denen Cäsar den Führer des germanischen Stammes der Sueven, Ariovist, im unteren Elsaß mattsetzte, seien als Beispiel angeführt. Dabei hatte der römische Soldat, der Legionär, außer seinen Waffen so viel Gepäck zu schleppen, daß er sich selber spottend „mulus Marianus", das Maultier des Marius (römischer Feldherr), nannte.

Die Marschleistungen der Antike aber sind in der Gegenwart weit übertroffen worden. Die Märsche des deutschen Westheeres, vor allem seines Schwenkungsflügels auf Paris im August 1914, sind noch in unser aller Erinnerung, und die Märsche der deutschen Infanterie im gegenwärtigen Kriege werden als soldatische Spitzenleistungen in die Geschichte eingehen.

Der Schuß auf dem Meeresgrund

ZWISCHEN PULVERGASEN UND WASSERDRUCK

Die Japaner haben im Kampf mit der amerikanischen Flotte im Stillen Ozean zahlreiche USA-Kreuzer versenkt. Da sie ihre Angriffe meistens mit Flugzeugen überraschend durchführten, mag manches Geschütz auf den USA-Kreuzern nicht mehr abgefeuert worden und noch mit der Granate im Rohr 12 000 Meter tief auf den Meeresboden gesunken sein. Nehmen wir einmal an, daß Zünder und Ladung solch einer Granate nicht gelitten hätten und daß sich der Schuß beim Aufstoßen auf dem Meeresgrund lösen würde. Wie weit würde dann dort unten das Geschoß fliegen? Würde es überhaupt das Geschützrohr verlassen oder unbeweglich im Rohr steckenbleiben?

Diese Fragen mögen zunächst etwas merkwürdig klingen. Wir müssen uns aber dabei vergegenwärtigen, daß auf dem Meeresboden zwei Kräfte auf das Geschoß einwirken, von außen der Druck des Wassers, von innen der Druck der Pulvergase. Es kommt nun darauf an, welcher Druck größer ist. Der Wasserdruck ist einfach und schnell zu berechnen: Eine Wassersäule von zehn Meter Höhe drückt mit der Kraft von einem Kilogramm auf den Quadratzentimeter, übt also den Druck von einer Atmosphäre aus. Somit erzeugt die Wassersäule von 12 000 Meter Höhe, die auf dem Meeresboden des Stillen Ozeans über dem gesunkenen Kreuzer steht, einen Druck von 1200 Atmosphären. Der Höchstdruck der Pulvergase beträgt bei einem Geschütz etwa 3000 Atmosphären, ist also höher als der Wasserdruck. Das Geschoß muß sich daher im Lauf vorwärtsbewegen. Eine andere Frage aber ist, wie weit es dabei kommen wird!

Über Wasser können die Pulvergase an das Geschoß eine Arbeit abgeben, die sich nach der Formel $A = \frac{G}{g} \cdot v^2$ berechnet, wobei A die Arbeit, G das Geschoßgewicht, v die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses und g die Beschleunigung ist, die durch die Anziehungskraft der Erde hervorgerufen wird. Nehmen wir an, daß das Geschoß 27 Kilo wiegt und eine Anfangsgeschwindigkeit von $v = 600$ Meter in der Sekunde erreicht, so betrug unter normalen Verhältnissen, also über Wasser, die von den Pulvergasen geleistete Arbeit 485 000 Meterkilogramm.

Welche Arbeit muß nun aber geleistet werden, um in 12 000 Meter Tiefe das Wasser aus dem Geschützrohr herauszudrücken? Der Wasserdruck von 1200 Atmosphären wirkt auf eine Fläche von 127 Quadratzentimeter. Diese Fläche ergibt sich wiederum aus dem Kaliber des Geschützes, das bei dem für unseren Fall angenommenen amerikanischen Geschütz 12,7 Zentimeter beträgt. Damit wirkt vom Wasser her auf das Geschoß eine Kraft von $1200 \cdot 127 = 153\,000$ Kilo. Bei einer Rohrlänge von etwa 3,2 Meter müssen die Pulvergase das Wasser auf einer Strecke von 3,2 Meter verdrängen. Die Arbeit, die sie leisten, beträgt (da Arbeit ja Kraft mal Weg ist) $153\,000 \cdot 3{,}2 = 490\,000$ Meterkilogramm.

Das Arbeitsvermögen der Pulvergase, das wir mit 485 000 Meterkilogramm berechnet haben, ist also kleiner als die zur Verdrängung des Wassers erforderliche Arbeit. Das Geschoß wird also das Rohr nicht verlassen, sondern in ihm steckenbleiben. Da sich aber das Arbeitsvermögen der Pulvergase nur wenig, nämlich um 5000 Meterkilogramm, von der zu leistenden Wasserverdrängungsarbeit unterscheidet, wird das Geschoß sich im Rohr etwas vorwärtsbewegen und kurz vor der Mündung des Geschützrohres anhalten.

Doch bleibt das Geschoß an dieser Stelle nicht dauernd stehen. Der Druck der Pulvergase hängt ja von ihrer Temperatur ab. In unserem Falle aber wird durch die Wand des Geschützrohres Wärme von den Gasen an das Meerwasser abgegeben. Die Gastemperatur sinkt also, und da die kälteren Gase einen kleineren Raum einnehmen als vorher die heißen, nimmt auch der Gasdruck ab. Das Geschoß wird darum von dem Wasser langsam wieder in den Lauf bis in seine Ausgangslage zurückgedrängt.

Der gewaltige Druck der Pulvergase in einem großkalibrigen Schiffsgeschütz bewirkt somit auf dem Meeresgrunde nur ein kurzes Vorschnellen des Geschosses im Rohr, tritt aber nach außen gar nicht in Erscheinung. Das Geschoß, das sonst dicke Stahlplatten durchschlägt, wird vom Wasser wie von einer Riesenfaust zurückgedrängt und im Geschützrohr festgehalten.

H. Q.

Oberst
Hans Mikosch,
Führer einer Kampfgruppe, als 201.
Soldaten der deutschen Wehrmacht

ϟϟ-Obergruppenführer
Sepp Dietrich,
Kommandeur der ϟϟ-Panzer-Grenadier-Div.
„Leibstandarte ϟϟ Adolf Hitler“,
als 26. Soldaten der deutschen Wehrmacht

Hauptmann
Walter Scheunemann,
Bataillonskommand. in einem Gren.-Rgt.
als 202. Soldaten d. deutschen Wehrmacht

Hauptmann
Wilhelm von Malachowski,
Kommandeur
einer Sturmgeschütz-Abteilung, als 206.
Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberst
Johann Mickl,
Kommandeur
einer Panzergrenadier-Brigade, als 205.
Soldaten der deutschen Wehrmacht

Hauptmann d. R.
Dr. Eberhard Zahn,
Abteilungsführer
in einer Panzer-Division, als 204.
Soldaten der deutschen Wehrmacht

Generalleutnant
Gustav Schmidt,
Kommandeur einer Panzer-Div., als 203.
Soldaten der deutschen Wehrmacht

Oberfeldwebel
Bruno Kohnz,
Zugführer
in einem Jäger-Regiment, als 207.
Soldaten der deutschen Wehrmacht

Unteroffizier
Georg Rietscher,
Beobachtungsunteroffizier
in einem Grenadier-Regiment, als 210.
Soldaten der deutschen Wehrmacht

Generalfeldmarschall
Erich von Manstein,
Oberbefehlshaber
einer Heeresgruppe, als 209. Soldaten
der deutschen Wehrmacht

Major
Karl Langesee,
Bataillonskommandeur
in einem bayerischen Jäger-Rgt., als 211
Soldaten der deutschen Wehrmacht

NEUE RITTERKREUZTRÄGER

Oberst d. R. Gerd von Below,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberstleutnant Karl Busche,
Führer einer Kampfgruppe

Oberleutnant d. R. Friedr. Crantz,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Karl Eiden,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Franz List,
Bataillonskommandeur in einem Gebirgsjäger-Regiment

ϟϟ-Standartenführer Gustav Lombard,
Kommandeur eines ϟϟ-Kavallerie-Regiments

Oberleutnant d. R. Wolfgang von Malotki,
Kompaniechef in einem Grenadier-Regiment

Major d. R. Paul Marbach,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

ϟϟ-Sturmmann Gerades Mooyman,
Geschützführer in der Panzerjäger-Kompanie der Freiwilligen-Legion „Niederlande“

Major d. R. Gerhard Müller,
Kommandeur eines Pionier-Bataillons

Generalleutnant Richard Müller,
Kommandeur einer Infanterie-Division

ϟϟ-Sturmbannführer Erwin Reichel,
Führer eines ϟϟ-Panzer-Grenadier-Regiments

ϟϟ-Oberscharführer Hans Reimling,
Zugführer in einem Panzer-Regiment der „Leibstandarte ϟϟ Adolf Hitler“

Generalleutnant Ernst Rupp,
Kommandeur einer Jäger-Division

Major Gerhard Willing,
Abteilungskommandeur in einem Panzer-Rgt.

ϟϟ-Sturmbannführer Max Wünsche,
Abteilungskommandeur im Panzer-Regiment der „Leibstandarte ϟϟ Adolf Hitler“

Oberjäger Eugen Zehnder,
Gruppenführer in einem Gebirgsjäger-Rgt.

ES STARBEN DEN HELDENTOD

Oberleutnant d. R. Josef Kult,
Kompanieführer in einem Jäger-Regiment
Träger des Eichenlaubes

Oberst Michael Bauer,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberstleutnant Hermann von Borries,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Major Ernst-Albrecht Graf von Brockdorff-Ahlefeldt,
Kommandeur eines Kradschützen-Bataillons

Leutnant d. R. Fritz Brutscher,
Kompanieführer in einem Panzer-Pionier-Bataillon

Obergefreiter Anton Dicke,
in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Karl Lestmann,
Abteilungskommandeur in einem Panzer-Rgt.

Gefreiter Friedrich-Wilhelm Magerfleisch,
Gruppenführer in einer Schnellen Abteilung

Major Burkhard Schmidt,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberleutnant d. R. Rudolf Sürig,
Kompaniechef in einem Jäger-Bataillon

Hauptmann Hermann Valle,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Nachrichten-soldaten von morgen

Aufnahme: Müller-Schönhausen

Sonntagfrüh — noch regt sich kein Leben in den Straßen. Plötzlich hallen feste Marschschritte in die Stille. Der Nachrichtensturm X rückt ins Gelände! Ein paar alte, vertraute Gesichter darunter, aber nur wenige, 74 v. H. des Sturmes stehen und kämpfen in den Reihen der Wehrmacht und finden im Einsatz mit der Waffe die Erfüllung und Krönung ihrer freiwillig übernommenen Aufgabe. Einer von ihnen errang das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, ein anderer das Deutsche Kreuz in Gold. Vier holten sich das Eiserne I., 16 das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

Von den Männern, die daheim bleiben mußten, kämpften fast alle bereits im Weltkriege, der Sturmführer trägt das Verwundetenabzeichen in Silber. Er und seine wenigen Unterführer sind aber nicht allein. Hinter ihnen marschiert die Wehrmannschaft des Nachrichtensturmes, marschieren Junge und Alte, Männer aus allen Berufen und Ständen, die noch keinen Wehrdienst geleistet haben und den Nachrichtensturm gewählt haben, um sich auf seinem Sondergebiet vormilitärische Kenntnisse anzueignen. Freiwillig sind sie gekommen, ungeachtet ihrer schweren und ermüdenden Arbeit, die sie in Rüstungswerken, Fabriken und Gruben leisten.

Kurzes Kommando, Halbkreis! Der Sturmführer gibt klar und knapp die allgemeine Lage bekannt, erläutert die Feindlage, erteilt seine Befehle. Spähtrupps tasten sich ins Gelände vor. Die Männer gehen, laufen, kriechen, gleiten, robben oder arbeiten sich sprungweise vorwärts. Nach Beendigung des Spähtruppdienstes wird Kritik geübt. Der Sturmführer ist zufrieden.

Geländebeschreibung und Zielansprache, dann Arbeit mit Karte, Kompaß und Planzeiger. Marschrichtungszahlen werden festgelegt, Entfernungen geschätzt, alles Übungen auf der Grundlage der Bedingungen für den Erwerb des SA-Wehrabzeichens.

Es ist nicht damit getan, daß der Nachrichtenmann den Bau von Leitungen beherrscht, sich im Funken und Blinken auskennt. Er muß auch im Geländedienst über die Kenntnisse und Fähigkeiten verfügen, die für jeden Soldaten selbstverständlich sind.

Seit Kriegsbeginn haben 23 000 Männer an viermonatigen Lehrgängen der Nachrichten-SA mit Erfolg teilgenommen. 1883 von ihnen konnte der Nachrichtenschein, 3784 der Kriegsnachrichtenschein zuerkannt werden, die übrigen erhielten Ausbildungsbescheinigungen. Allein 1941 wurden 6000 Männer im Fernsprechwesen für den Heeresdienst vorgeschult.

Wie sehr diese vormilitärische Schulung die Ausbildung in der Wehrmacht erleichtert, beweisen zahlreiche Anerkennungen hoher Truppenkommandeure. Aber auch für die Heimat wirkt sie sich vorteilhaft aus. So erging im Kreise Gmünd (SA-Gruppe Donau) an die SA der Ruf, zwischen den Ortschaften Reichenbach, Thaures, Schlag, Hörmanns, Schandachen, Reitzenschlag und Loimanns eine Fernsprechleitung zu bauen. Diese Orte liegen abseits der Kreisstadt und sind wie von der Welt abgeschnitten. Nach Klärung der Baustofffrage und Zustimmung der Reichspost gingen die Führer und Männer einiger Nachrichtenstürme an die Arbeit. In freiwilligem Einsatz verlegten sie jeweils am Wochenende innerhalb fünf Wochen Doppelleitungen auf einer Strecke von 60 km inmitten recht schwierigen Waldgeländes. Das Netz ist nunmehr in Betrieb. Es erfüllt einen doppelten Zweck: Der überlasteten Landbevölkerung, vor allem den Frauen, wird durch ein kurzes Ferngespräch oft ein stundenlanger Weg erspart. Bei Unfällen, Bränden und sonstigen Gefahren wird auch in diese abgelegene Gegend schnell und wirksam Hilfe gebracht. Darüber hinaus dient das Netz der vormilitärischen Nachrichtenausbildung. Es wird so lange liegenbleiben, bis es durch ein posteigenes Netz ersetzt wird. Schon in allernächster Zeit wird in anderen Teilgebieten der Gruppe Donau weitergebaut werden.

Das Bewußtsein, der Heimat einen kleinen Dienst geleistet und sich für den Einsatz im grauen Rock gerüstet zu haben, ist den Männern Lohn genug. Wenn sie zum Wehrdienst einrücken, haben sie eine gute „Vorschule" bereits hinter sich und stehen den Aufgaben, die dann an sie herantreten, nicht mehr ahnungslos gegenüber.

SA.-Obersturmführer H. Sponholz

PANZER IN TUNESIEN

UNSERE STAHLHARTE FAUST SCHLÄGT IN DEN FLÜCHTENDEN FEIND

VON LEUTNANT DR. KURT E. WOLFF

Welch ein Bild ist es immer wieder, obwohl wir es nun schon so oft sahen, der Angriff der Panzer! Da ist kein anderer Lärm als das tiefe Brummen der Motoren und das scharfe Knallen der Kanonen, aber es beherrscht das Gefechtsfeld ganz. Nur die menschliche Stimme ist noch da, und der Panzerführer lenkt diese geballte Kraft fast wie ein Spiel. Darum immer wieder die Leichtigkeit der entscheidenden Augenblicke, darum immer wieder die Überwindung der Angst und der Sieg der Tapferkeit!

Langsam rollten die Wagen nun vor. Kurze Beobachtungshalte, kurze Schießhalte, dann standen wir unversehens auf tausend Meter vor dem Paß. Links schoß aus dem Dorfrand noch eine Pak, rechts aus den Bunkern feuerten noch die letzten Geschütze einer Batterie; aber als der Kommandeur die rechts von uns stehende Kompanie zum Feuerschutz für unser Vorgehen ansetzte, die Pak am Dorfrand ausfiel, auch ein weiteres Geschütz sein Feuer einstellte, befahl ich schließlich den letzten Vorstoß, und kühn und unaufhaltsam, aus allen Maschinengewehren auf die letzten Geschützbedienungen feuernd, brachen wir vor.

Der Panzerkommandant hat die Augen im brodelnden Gefechtsfeld, der Richtschütze sucht nach feindlichen Mündungsfeuern und lenkt die Wucht seiner Waffen auf den Gegner, der Ladeschütze wirft schwer arbeitend die Granaten, die Munitionsgurte in seine Kanone, seine MG., der Funker vermittelt die Befehle und Meldungen, der Fahrer endlich späht nach dem besten Weg für seinen Wagen; aber dann strömt all dieses einzelne zusammen und eine harte, gepanzerte Faust schlägt in den flüchtenden Feind.

Während wir noch vorrollten, erkannte ich an jähen Rauchwolken hinter mir, daß einige der nachfolgenden Panzer auf Minen gelaufen waren. Also doch! Aber da ich mit den vier vordersten Kampfwagen das Minenfeld schon unbeschädigt durchschnitten hatte, hielt niemand den Angriff mehr auf, und während links nun auch die umfassend vorgegangene Kompanie das Feuer eröffnete, brach der vorderste Wagen meiner Kompanie schon in das Dorf ein.

Der Kommandeur, da er unseren Erfolg erkannte, ließ das Feuer einstellen, und wenig später strömten schon die ersten Gruppen der Gefangenen auf der Dorfstraße unseren anderen Kompanien entgegen: Gaukiten, Indochinesen, Mauretanier, das ganze Gemisch der französischen Kolonialarmee. Das Grauen stand noch in ihren Augen. Bis zur letzten Minute mochten sie auf Entsatz durch die nahen Amerikaner gehofft haben, sie hatten sich verbissen gewehrt und keine Sekunde von ihrem verzweifelten Widerstand abgelassen, aber niemand hatte ihnen geholfen, auf verlassenem Posten waren sie untergegangen.

So schnell die Panzer die Westseite des Passes genommen hatten, so schwer kamen auf der anderen Seite die Grenadiere vor. Auf den umliegenden Höhen waren im Steingeklüfte Maschinengewehre und Artilleriebeobachter, so daß es fast unmöglich war, über das offene Vorgelände hinweg den Paß zu gewinnen. Wir riegelten den Paß also ab, schickten später eine Gruppe zu Fuß, die gegen Mitternacht, mitten durch den Feind hindurch, die Verbindung mit den Grenadieren aufnahm und der Division das Gelingen unseres Auftrages meldete.

Die schnell heraufkommende Nacht war dunkel und voll unheimlicher Geräusche. Überall steckte das Geklüfte noch voller Feinde, und jeder Schuß hatte ein zehnfaches, lang dahinklingendes Echo in dieser Landschaft. Aber die Männer in meinem Wagen saßen doch

um unser Grammophon herum, das den Panzer seit Tobruk begleitet, und spielten alte und neue Chansons. Wir kennen schon jeden Ton auswendig und die Nadeln sind schon oft mit der Feile gespitzt worden, aber es ist doch Musik. Wir summen die Melodien leise mit und vergessen für eine Weile den ganzen Krieg.

Später legten wir uns neben den Panzer und versuchten zu schlafen. Die Kälte der Nacht ließ uns trotz der Decken nur wenig Ruhe. Auch kamen die Feldküchen, die Munitionswagen, die Trosse, um die Panzer wieder gefechtsbereit zu machen. Das Dunkel der Nacht ist uns schon seit Jahren nicht mehr, was es einstens gewesen.

Einstens . . . Ein Baum ist uns längst nur noch Deckung, eine Hecke, ein Haus nichts anderes. Die Welt hat sich verändert, nicht nur im Innern.

Der Morgen fand die Kompanien wieder bereit. Und sie sollten sich auch bald noch einmal bewähren müssen, hart in die Gefahr gestellt und nur auf sich selbst angewiesen. Denn gegen 9.00 Uhr, es fing gerade an, ein wenig warm zu werden, rollte von Nordwest her eine amerikanische Panzerabteilung heran, die offenbar den Auftrag hatte, uns zurückzutreiben und den verlorenen Paß zurückzugewinnen. Als sie auf 4000 Meter herangekommen war, teilte sie sich — genau nach dem Reglement — in Rudel und stieß nach einem kurzen Feuerüberfall auf unsere Stellungen in schneller Fahrt gegen den Paß vor. Der Kommandeur hatte unterdessen den Aufmarsch seiner Kompanie vollzogen, die Möglichkeiten der Kampfführung waren erwogen, es konnte beginnen.

Als die Amerikaner näher kamen, erkannten wir, daß es sich bei den Angreifern um den neuen schweren Panzer handelte, der zum erstenmal in El Alamein aufgetaucht war und den der Gegner seitdem für unüberwindlich hielt. Schwer gepanzert, schwer mit Waffen bestückt, dabei schnell und wendig, so fuhr er gegen unsere Reihen heran. Auch manche unserer Männer mögen dunkle Gedanken gehabt haben, als sich die Entfernung immer mehr verringerte und jedem klar wurde, daß es ein Entrinnen hier nicht mehr gab. Nur das Standhalten.

Auf 2500 Meter eröffneten die Amerikaner das Feuer aus ihren schweren Kanonen. Da wir jedoch in ausgezeichneten Stellungen standen und die Kompanieführer das Feuer noch zurückhielten, rollten die Amerikaner weiter vor, augenscheinlich auf die Dicke ihrer Panzer vertrauend und überzeugt, daß ihnen gegenüber schlechterdings jedes Mittel versagen mußte. Bis endlich bei 2000 Meter die Gunst unserer Lage deutlich wurde; da löste eine Flak, die am linken Flügel stand, den ersten Schuß.

Damit war die Stille des weiten Feldes jäh gebrochen. Wie ein Gewitter kam die hallende Schlacht. Wo vorher schweigend die Panzer gestanden, da jagte jetzt Granate auf Granate aus den Rohren. Es gab keine einzelnen Befehle mehr, nur noch das Gedröhn der Kanonen. Der Kommandeur hatte der Abteilung die Form gegeben, breit, die Schwerpunkte an den äußeren Flügeln, um die Freiheit des Handelns zu behalten, aber nachdem nun die Erdfontänen aufspritzten, sprach nur noch der Schlachtengott selbst. Der scharfe Knall der hinter den Panzern in Stellung gegangenen Flak wechselte mit dem dumpfen Gebrüll der Panzerwaffen. Eine einzige Feuerwand tat sich vor dem Gegner auf, daß er geschlagen seinen Angriff anhalten mußte.

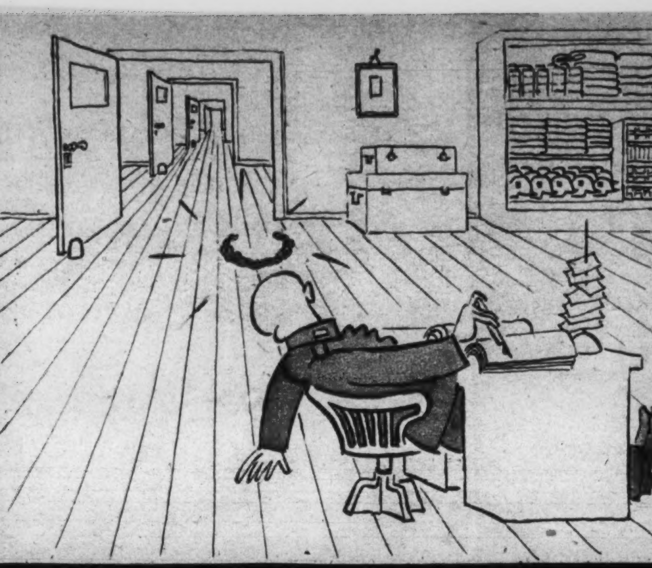
Aber er entkam uns nicht mehr. Nach weniger als fünfzehn Minuten brannten die vorderen fünf Wagen gleich hellen, flammenden Fackeln, und während dieser jähe Schlag den Gegner noch verwirrte, lagen schon andere Panzer bewegungslos neben den brennenden. Es bedurfte keines Ansporns mehr, unsere Richtschützen ließen den einen und eröffneten das Feuer auf den daneben flüchtenden. Offenbar war dem Feind jede Führung verlorengegangen; er hatte uns in den Hängen und hinter den tarnenden Kakteenbüschen nicht rechtzeitig erkannt, nun brach das Vertrauen auf seine Unverwundbarkeit so schnell zusammen, wie vorher sein erster Ansturm kühn gewesen war. Aber noch im Zurückgehen blieben weitere Panzer liegen, und als eine Stunde herumgelaufen war, so rasch, daß man sie nicht als Zeit hatte empfinden können, da zählten wir von zwanzig Kampfwagen, die angegriffen hatten, zwölf vernichtete auf der Walstatt.

Als indessen hell und warm der Mittag heraufkam, wußten wir, daß wir Sieger gewesen waren. Über das Gefechtsfeld legte sich eine sehr große, unendlich klare Stille. Dann ging die Sonne unter und färbte die hohen Kuppeln der Gebirge rot und gelb. Die ganze Kargheit der Wüste kommt uns erst jetzt zu Bewußtsein, da wir wieder Bäume sehen, grüne Wiesen, Kakteenfelder und blühende Mandelbäume. Am ersten Tage, als wir in Tunis marschierten, schmückten wir unsere grauen Panzer mit weißen Blütenzweigen und waren glücklich, General, Leutnant und Mann.

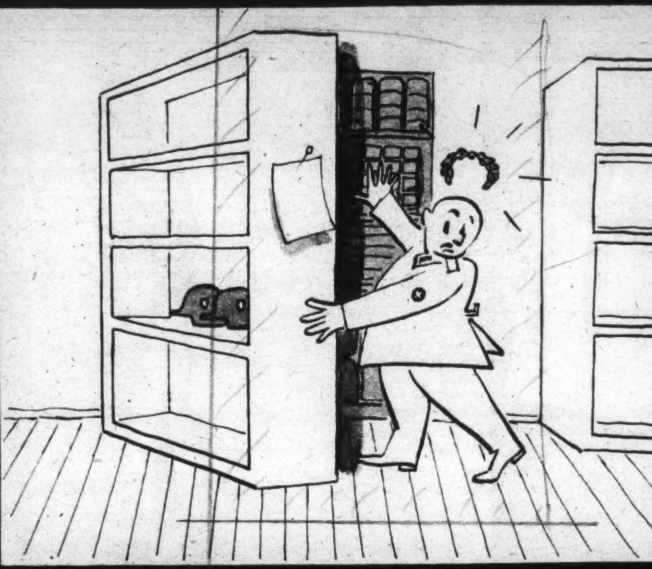
CÄSAR

DER BEKLEIDUNGSKAMMER

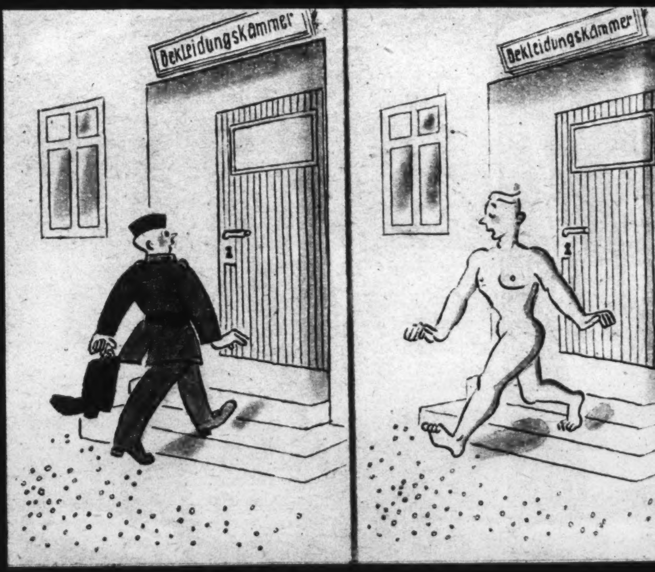
Zu dem Schreibstuben- und dem Bahnhofswachen-Cäsar gesellt sich als drittes und besonders ausgewachsenes Exemplar der ungekrönte König über Unterhosen, Hemden, Socken und Uniformstücke. Eingehüllt in eine Duftwolke von Stiefelwichse und Mottenpulver ist er der unnahbare, brüllende und schimpfende Tyrann, der ganz vergessen hat, daß er für seine Kameraden da ist



Cäsar, der Mißtrauische! Nur keine Tür schließen, denn weil einmal einer lange Finger gemacht hat, glaubt er es nun von jedem



Hinter den Kulissen! Cäsar hat nie das, was die Kameraden haben möchten. Seine geheimen Reserven sind besonders gut getarnt



So möchte Cäsar den Landser sehen. Einer, der nichts von ihm haben wollte, sondern alles, was er hatte, auf Kammer abgab

Aufgeblasen wie ein Luftballon. Ausnahmsweise hat er einmal eine Kragenbinde übrig

Zeichnungen Gefr. Werner Kruse

Ausgleichende Gerechtigkeit. Zu Hause hat Cäsar nichts zu lachen, denn da herrscht Cäsarine

Nachdruck verboten

6 Fragen, 6 Schlüssel und die Zahl 22

EIN NEUES RÄTSEL FÜR LANDSER VON GEFR. ERICH HAASE

Ist es richtig . . .?

A . . . daß die deutsche Regierung vor dem jetzigen Kriege eine internationale Vereinbarung vorgeschlagen hat, die das Abwerfen von Gas-, Gift- und Brandbomben verbieten sollte?

B . . . daß in dem deutsch-englischen Flottenabkommen von 1935 eine gleiche Stärke für beide Kriegsflotten vereinbart wurde?

C . . . daß fetthaltige Nahrung während eines anstrengenden Marsches zuträglich ist?

D . . . daß Blücher die Schlacht von Belle-Alliance entschieden hat?

E . . . daß es um die Jahrhundertwende schon Rollschuhsport gab?

F . . . daß der Druckknopf eine deutsche Erfindung ist?

Und wie löst man nun dieses Rätsel?

Zu jeder Frage gehört je ein Schlüssel, die auf einen Ring gezogen, von A bis F ein Schlüsselbund ergeben. Alle verneinten Fragen werden mit ungeraden Zahlen, alle bejahten Fragen mit geraden Zahlen beziffert. In den Bart eines jeden Schlüssels ist ein Rechnungszeichen eingezeichnet. Wird nun Frage A verneint, so wird in den ersten Schlüsselbart vor das Rechnungszeichen die Zahl 1 eingesetzt. Wird die Frage B verneint, so wird in den zweiten Schlüsselbart die Zahl 3 eingesetzt (also die ungerade Zahlenreihe 1, 3, 5, 7, 9 usw.). Bei bejahten Fragen wird, entsprechend der ungeraden Zahlenreihe, die gerade Zahlenreihe 2, 4, 6, 8, usw. eingesetzt. So entsteht aus den eingesetzten Zahlen und dem Rechenzeichen eine Rechnung, die, richtig gelöst, die Zahl **22** ergibt. Wer diese Zahl nicht herausbekommen hat, überprüfe die einzelnen Fragen nochmals etwas genauer.

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Felde), Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde). Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25, Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung. Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin

„Rollbahn"

EINMAL ANDERS

Die Kunst, die Schritte eilend zu beflügeln,
Hat, wie man deutlich sieht, schon Tradition,
Doch galt es damals noch, das Temp'rament zu zügeln,
Denn auch beim Rollschuhsport hielt man auf guten Ton!

Ob nicht die Energien, die hier zu Taten drängen,
Die Hosennähte und die Stärkekragen sprengen?

Er darf sich kühn am Anblick ihres Fußes weiden —
(Wie waren doch die Männer einst bescheiden!)

Hier hat der Füße Harmoniebestreben
Wohl auch den Herzen gleichen Takt gegeben!

Welch Wechsel offenbart sich doch nach vierzig Jahren:
Die Rollschuh selber zwar, sie sind geblieben,
Doch hilft die Mode klüglich Punkte sparen,
Und gerade dort — wo wir das Sparen lieben!